

# peter eötvös

## komponieren und dirigieren ist dasselbe

Von Klaus Härtel

*Gefreut hat er sich, scherzt Peter Eötvös, vor allem darüber, dass er den Preis noch lebend empfangen durfte, den »Cannes Classical Award« als »Best Living Composer«. Dieser MIDEM-Preis war nicht der erste Preis, den der Komponist erhielt, und es wird sicherlich auch nicht der letzte gewesen sein. Denn Peter Eötvös ist genauso viel beschäftigt wie gefeiert.*

Er strahlt eine gewisse Ruhe aus, als er die Lobby des Kölner Hotels betritt. Peter Eötvös, 1944 in Székelyudvarhely (Transsilvanien) geboren, umgibt eine besondere Aura. Der 60-Jährige ist keineswegs introvertiert, ist offenbar kein Eigenbrötler – und außerdem hat er Humor. Er sei ja leider zu alt, um jetzt noch ein Blasinstrument zu lernen. Alt? Wieder so ein Indiz vornehmer Zurückhaltung. Eher hat er so viel zu tun, dass die Zeit schlichtweg nicht reicht. Die Flöte hat er als Kind gelernt und »ich sage mir immer: irgendwann lerne ich einmal Horn.« Ein Sausafon hat er zwar zu Hause, aber »ich puste da rein und da kommt irgendwas raus – ich glaube nicht, dass das so klingen soll.«

Peter Eötvös liebt die Bläser – diesen Eindruck bekommt man, wenn er davon erzählt. Er äußert sich zwar nicht abfällig über die Streicher – schließlich hat er es als Kind selbst mit der Geige und dem Cello aufgenommen –, aber »die Streicher kommen in meiner Klangwelt als Träger einer nostalgischen Vergangenheit vor. Die Blasinstrumente hingegen sind die Instrumente, die ›die Füße auf dem Boden‹ haben.« Was das genau bedeutet lässt sich erahnen, wenn man seine Werke hört. Holz und Blech stehen mitten im Leben, klingen bodenständig, warm, ausdrucksstark. Wie gerne würde der gebürtige Ungar »den Körperkontakt mit dem Mundstück haben«, eins sein mit dem Instrument, mit dem Klang. Peter Eötvös hat in seiner Karriere natürlich mitbekommen, dass die Tätigkeit als Bläser unheimlich zeitintensiv ist und das man ein Blasinstrument nicht mal nebenbei lernt, geschweige denn beherrscht. Denn da ist der Komponist und Dirigent viel zu sehr Perfektionist, als dass er sich mit halben Sachen zufrieden geben würde. Er selber kann eben nicht die Zeit aufbringen, an Blasinstrumenten aktiv zu üben. Doch da hat er eine richtig gute Lösung gefunden: Er schreibt für Bläser.

Was den Komponisten fasziniert sind Doppeltrichterinstrumente. Es eröffnen sich völlig neue Möglichkeiten, etwa Dämpfer zu benutzen. Für verschiedene Tonmodulationen wird einfach der Schalter umgelegt. Trompeter Marco Blaauw hat das bei der Uraufführung von »Snatches of Conversation« (Schott, 2001) eindrucksvoll dargelegt. Eine

Doppeltrichterposaune wird bei »Paris Dakar« (Schott, 2000) benutzt, ein Werk, das für einen Solisten und Bigband geschrieben ist. »Allerdings eine unkonventionelle Bigband«, so Eötvös. »Ich liebe Jazz, und das Stück ist quasi mein Kontakt mit dieser Welt.«

Das aktuellste Werk ist die Oper »Angels in America«, die am 23. November im Theatre du Chatelet in Paris uraufgeführt wird. Das Werk, basierend auf dem Theaterstück von Tony Kushner, vereint eine Reihe von Bläsern im Orchestergraben. Flöte, Klarinette, Trompete, Posaune und Saxofon gehören zur relativ kleinen Besetzung. Eötvös möchte eine intime Atmosphäre schaffen, die Geschichte nahezu flüsternd erzählen. Dazu werden die Instrumente mit Mikrofonen ausgestattet, um den Klang direkt an der Quelle zu erfassen. Die Mikros werden dazu verwendet, die Lautstärke zu reduzieren: »Wir verwenden also keine Lautsprecher, sondern ›Leisesprecher‹.«

Die Oper, die im kommenden Jahr auch in Deutschland (Hamburg und Leipzig sind in Planung) aufgeführt wird, hat Peter Eötvös nicht nur geschrieben, er dirigiert sie auch selbst. Ob er seine Werke dirigiere oder fremde, sei natürlich ein großer Unterschied. Allein, dass der Kollege eine andere Klangvorstellung hat. Bei einer Uraufführung eines eigenen Werkes »ist die Sorge, ob das, was man sich vorgestellt hat, tatsächlich so erscheint, sehr viel größer, als bei einem fremden Werk.« Selbstverständlich spreche er das mit dem jeweiligen Komponisten auch durch, aber diese Ungewissheit, ob auch alles klappt, diese »kleine Panik« ist vor allem bei den eigenen Werken ständiger Begleiter.

»Für mich ist Komponieren und Dirigieren letztendlich ein und dasselbe.« Dirigieren und Komponieren befruchten sich gegenseitig. Der Unterschied sei doch nur der, dass beim Komponieren der Klang in einem inneren Ohr entstehe, irgendwo im Kopf oder im Bauch. »Ich bewundere Pop- oder Jazzkünst-



ler, die diese Klänge dann sofort auf ihre Instrumente übertragen können. Ich kann das nicht – allerdings ist ja Ensemble- oder Orchestermusik auch ein wenig komplexer als ein Soloinstrument.«

Eötvös schreibt seine Werke nach wie vor mit der Hand. Trotz aller Computertechnik. Das liegt nicht daran, dass er dem Fortschritt nicht trauen würde, aber »in dem Moment, da ich den Notenkopf schreibe, erscheint der Ton in meinem Kopf«. Und das ist beim Computer nicht der Fall. Der Komponist hat sich gar eine ungewöhnliche Technik angeeignet, um in seinen neuen Werken etwaige Unstimmigkeiten zu entdecken: Er legt die handgeschriebenen Seiten auf den Kopierer und schaut sich das Duplikat an: »In dem Augenblick ist es nicht mehr mein Fleisch und Blut, es ist verfremdet. Ich betrachte es objektiv und erkenne Fehler sofort.« Irgendwann – das kann auch schon mal erst nach sechs Jahren sein – kommt dann der Punkt, an dem das Werk fertig ist und »sein eigenes Leben lebt«.

Was sollten Dirigenten und Komponisten heute können? Als Antwort auf diese Frage bringt Peter Eötvös eine leise Kritik am Ausbildungssystem der Hochschulen an. Wie er diese äußert, hört es sich eigentlich gar nicht wie Kritik an. Freundlich weist er darauf hin, dass die Hochschulen sich nach wie vor hauptsächlich auf das klassische Repertoire konzentrieren. »Aber in den vergangenen fünf, sechs Jahre hat sich ja erwiesen, dass junge Dirigenten durchaus für das Repertoire des 20. Jahrhunderts offen sind. Es gibt kein Problem mit der so genannten Neuen Musik.« Die Unterscheidung in Alte und Neue Musik – überhaupt jede Kategorisierung von Musik – sei nicht nur eine unwichtige, sondern »geradezu eine störende Begrenzung«. Jede Neuerung sei auch in der Musik nicht hoch genug zu bewerten, meint Eötvös, »denn in Technik oder Naturwissenschaft macht man ja auch nicht das, was alle machen, sondern versucht, etwas Neues zu entwickeln.« Auch aus dem Grund hat er 1991



das »International Eötvös Institute« in Budapest gegründet.

Bei der Musikvermittlung sei die Zeit leider etwas stehen geblieben. Bei Wagner, Mahler oder Bruckner etwa habe es noch starke Verbindungen zwischen theoretischer und praktischer Ausbildung gegeben. Die Schüler hätten diese Lehre dann fortgesetzt, deren Schüler wieder usw. Peter Eötvös verfährt an der Musikhochschule Karlsruhe nach dem früheren Prinzip. Die Studenten hospitieren bei den Proben, bei den Konzerten und erweitern damit ihren Erfahrungsschatz. Das würde im Klassenraum oder im Studierzimmer so nie funktionieren.

Auch das Publikum sei heute sehr viel offener als noch vor einigen Jahren. Da habe natürlich auch die Vorgehensweise der Dirigenten und Komponisten einen sehr großen Anteil. Eötvös: »Ich bin pro Publikum eingestellt.« Das bedeutet für den 60-Jährigen, dass man die Zuhörer und Zuschauer »gut behandeln und führen« muss. Dann nämlich seien sie unheimlich wissbegierig. Sicherlich gebe es immer Leute, die nur das hören, was sie sowieso schon kennen, aber »die würde ich nicht unbedingt für »gesund« halten. Es gibt das natürliche Bedürfnis im Leben, etwas Neues kennen lernen zu wollen.« ■